Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 52

Artikel: Schweizerheimweh [Schluss]

Autor: Fröhlich, Hanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

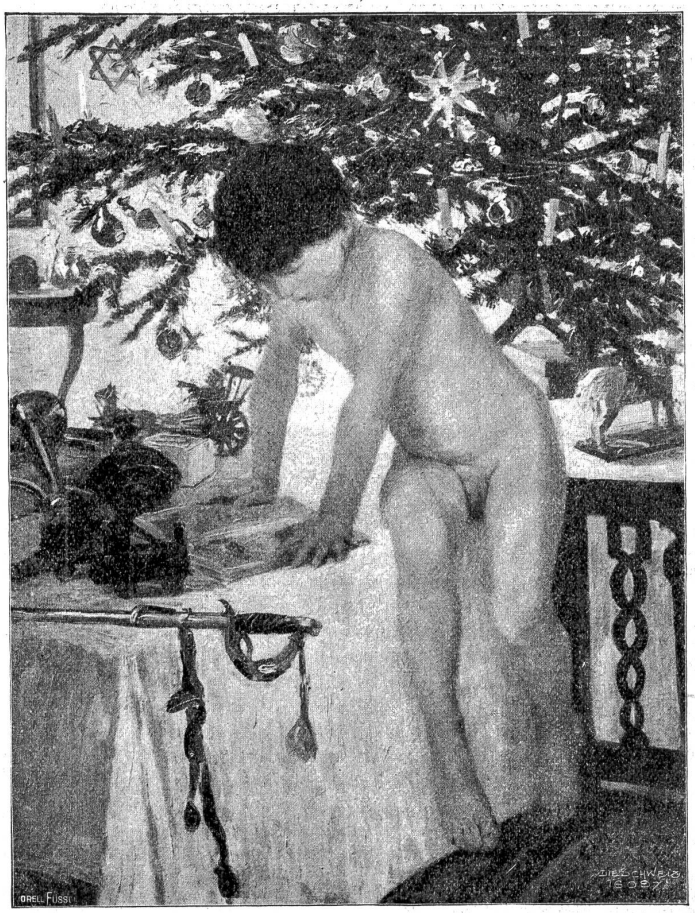
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Fritz Oßwald: **Unter dem Weihnachtsbaum.**

Drei Weihnachtsgedichte.

I

Wo ni bi dür z'Wäldli gange,
Wo die chlyne Tandli schtah,
Chunnt e Maa im graue Mantel
Und ihm louft es Eseli nah.

Z'mitts im Wäldli het er ghalte,
Hout sech z'schönschte Tandli um,
Ladet's uf sys Eseli ufe,
Nimmt's am Seili und seit: „Chumm!"

Und druf sy si zäme gange
Dür e Wald, weiß nid wohi —
„Säg mer, Müeti, isch das ächtert
Oeppe Samichlouse gsy?"

II.

I wett i wär es Aengeli,
De flögi hurti gschwing
Zum Fänschter us dür d'Wulche
Zu üsem Wiehnachtsching.

I wett ihm hälfe packe
Und wett sys Chnächtli sy,
Ging mit dür alli Täler
Und Dörfli us und y.

Und tät ihm hälfe trage
Sy schwäre Wiehnachtssack
Und brächti üsem Müeterli
Es großes guldigs Pack.

III.

Itz geit's nume no nes Rüngli,
Nume no nes Viertelschtüngli,
Het mer vori z'Müeti gseit,
De chunnt's Wiehnachtschingli!

Was es ächt im Seckli treit?
Het's es Bäbi und es Chrämi?
Wäre beidi no so chly,
Wenn se nume überchämi,
Gwüß, i wett scho z'friede sy!

Hans Zulliger.

Mys Bäumli.

'S hät nid vill Chrömli a mim Baum,
Kei Silberchugle gseht me dra,
Defür dänn Oepfel, gäl und rot,
Düer Bire, was nu hange cha.

I weiß, daß d'Muetter 'briegget hät,
I weiß, i hett's nid sölle gseh:
Sie hett mer, wenns hett chönne sy,
Di schönste, tüürste Sache g'gäh.

Wenn z'Obig d'Liechtli brenne tüend,
So sitz i uf em Ofetritt
Und luege halt mys Bäumli a —
I weiß, daß' glich kei schöners git!

Emol, do häts mi heimli quält,
Ha lysli d'Chuchitür ufto,
Hett gern der Muetter alles gsait — —
Do isch mer gsy, sie wüssi's scho. . . .

Alfred Huggenberger.

Schweizerheimweh.

Nach dem Leben erzählt von Hanna Fröhlich. (Schluß.)

Im Städtchen S., dem letzten größern Ort vor seinem Heimatdörfchen, wo er sicher war, daß ihn niemand mehr kannte, stieg er aus und nahm sich ein Zimmer am Bahnhof. Die Auskunft, daß er seine Reise für einige Stunden unterbrechen müsse, klang wohl glaubhaft, so bleich und mitgenommen sah er aus. Erst mit dem allerletzten Zuge fuhr er weiter, seiner Heimat zu. Elf Uhr schlug's, als er im wohlbekannten Bahnhof ausstieg, wo jeder Stein ihn anredete: „Weißt du noch?" Und doch, wie kalt ist selbst die Heimat — wenn kein lieber Gruß aus lebendem Mund uns empfängt. Jetzt erst merkte er richtig, wieviel inniger er mit der Schweiz verwachsen — was war ihm sein Geburts-

ort noch?! Nichts ließ sein Herz hier höher schlagen als einzig der Gedanke an seine alte Mutter. Schier endlos schien sich der halbstündige Weg zu dehnen über freies Feld, bis zu seiner Mutter Häuschen. Ja, er hatte sich im Lazarett weit stärker gefühlt, als er wirklich war. Ob er sie wohl noch wach traf? Würde eine innere Stimme ihr sagen, daß heute ihr Junge käme? — Die Spannung wuchs, da und dort schlug ein Hund an, während er durch den Fußweg schritt, und verschlafen blinzelten die Sterne. Da! — ja sie war noch wach; durch die entlaubten Bäume glitt ein Lichtschein und schon trommelte er behutsam an die Fensterladen, genau wie einst als Junge, wenn er sich draußen verspätet hatte und die sorgliche Hand der Mutter ihm heimlich aufschloß — ihn so vor der kräftigen Hand seines Vaters bewahrend!

Ja, sie war eine gute Mutter! Sicher würde auch das hohe Alter das einstige Signal nicht aus ihrem Gedächtnis verwischt haben — sie würde sofort wissen, daß er es sei, der klopfte, und darum nicht erschrecken. — —

Er brauchte nicht lange zu harren, schlürfende Schritte kamen den Gang entlang — der Riegel wurde zurückgeschoben, die schwere Türe knarrte — und nun hielt er sein Mütterchen in den Armen, völlig in Dunkel gehüllt — die Kerze war zu Boden geglitten, es war doch zu viel gewesen für das alte Mutterherz, ihren Jungen, ihren dem Tode entrissenen Jungen, so unvermutet wieder zu haben.

Das war ein Wiedersehn! — Die halbe Nacht brannte Licht in dem kleinen Häuschen seitab von der Straße; der alten Frau wie dem jungen Krieger, beiden war der Schlaf vergangen. Dann hat er ihr seinen Plan offenbart, leise, beinahe flüsternd, und doch war ja niemand im Häuschen als sie beide.

„Ich flehe nur um das Eine, Mutter! Verbirg mich diesen einen Tag, verrate keiner Seele, daß ich schon da bin. Einen Tag Ruhe brauche ich für meinen erschöpften Körper; in der folgenden Nacht gehe ich dann über die Grenze — Du weißt ja, aus meiner Jugendzeit noch kenne ich jeden fußbreit Boden, mag die Grenze auch noch so scharf bewacht sein, mich erwischen sie nicht! — Und einmal drüben, gelange ich ohne Anstand weiter; der Anzug, in dem ich damals in den Krieg einrückte, liegt ja noch immer hier. Glaub' es mir, Mutter, es wird nicht gut, wenn Du mich daran hinderst, mein Sehnen läßt mir keine Ruhe mehr.

Starr, die Hände ineinander gekrampft, hatte die alte Frau dagesessen und zugehört, nun kam es tonlos über ihre Lippen: „Junge — Kind! Daß du mir das antun mußt! — womit hab' ich es verdient?! Schau, ich bin alt und so unwissend wie alt; in meiner Jugend hat man noch nicht gelernt, die Worte so klug zu setzen und genau auszudrücken, was man sagen möchte. Fühlen kann ich es wohl, aber die richtigen Worte fehlen, und vielleicht hältst du mich für eine Rabenmutter, wenn ich dir sage, ich hätte dich noch lieber tot gewußt, Emil — obgleich dies der größte Schmerz für eine Mutter ist, ihr Kind zu überleben —, als daß ich nun weiß, du gehörst künftig auch zu jenen, die ihrer Pflicht feige aus dem Wege gingen!" —

Groß und immer größer wurden seine Augen, während sie sprach: „Das hast du denken können, Mutter, von deinem Jungen!? Das tut weh — ich hätte geglaubt, du würdest deinen Emil besser kennen." Da streckte sie wie segnend ihre zitterigen Hände über ihn aus: „Hab Dank, Junge, für dieses Wort, nun will ich gerne mithelfen, zu allem, allem!"

„Schau, Mutter, das begreifst du nicht — du bist nie von deinem Dörfchen hier weggekommen — wie es einem die Schweizerberge antun! Mag sein, daß es sich bei mir in Eins verschmolz, mit der Liebe zu Weib und Kindern — das lockt und zieht, man kann es unmöglich beschreiben. Solange das Schlachtgetöse um mich her war, wo man überhaupt zu keinem klaren Gedanken kommt, da mußte es wohl schweigen, aber nun es um mich herum stille geworden, nun wird das Sehnen allmächtig — und schau, wenn ich gleich wüßte, es geht um mein Leben, ich müßte die Meinen wiedersehn und die Bündnerberge, ich kann nicht anders. Du darfst auch nicht denken, daß ich es verheimlichen will — nachher, wenn ich wieder bei meinem Regiment sein werde, dann will ich meinem Hauptmann beichten, der trägt das Herz auf dem rechten Fleck, er wird mich versteh'n — hat er doch selbst Weib und Kind zu Hause." — — Schon zeigten im Osten ein paar lichtere Streifen den kommenden Tag an, als die beiden endlich zur Ruhe gingen.

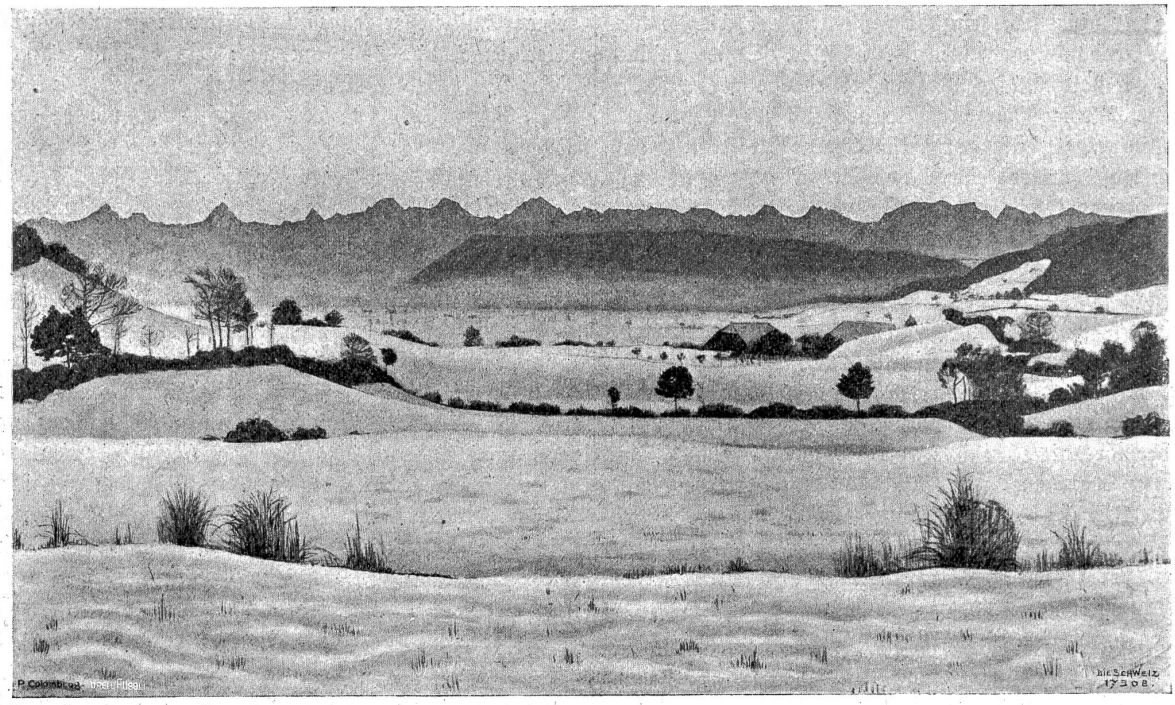
Wild klopften die Pulse der Greisin, denn sie war keineswegs so ruhig über das Schicksal ihres Sohnes, wie sie sich den Anschein gegeben — aber droben in dem verborgenen Kämmerchen unterm Dach, da war der Schlaf sogleich Herr geworden über alle Gedanken. Dort ruhten auf hochgetürmtem Bett müde Glieder aus und das gute Gewissen wiegte sie in süße Träume. . . .

Zuerst war ihm, da er die Augen aufschlug und die wohlbekannten schrägen Balken über sich gewahrte, dazu das winzige Fenster, daran vorbei er so manches Mal die Wolken ziehen sah — als sei er noch der Junge, der einst hier gehaust und seine kühnsten Gedankenfäden spann, in alle Weiten. —

Eine einzige Bewegung nach seinem Kopf und der damit verursachte Schmerz riefen ihn jedoch barsch zurück aus dem Traumland. Ja, es war Wirklichkeit, daß er nun hier lag auf seinem alten Lager und die Stunden zählte, voll Ungeduld, bis er über die Grenze schleichen könnte, bei Nacht und Nebel wie ein Dieb — und nur das schien ihm noch immer ein Traum zu sein, daß er vielleicht übermorgen schon seine Lieben ans Herz drücken würde, seine Frau und seine Kinder — die beiden blonden Mädel und die zwei strammen Jungen —, sie alle, die er wiederzusehn ganz aufgegeben hatte damals, als die Granate pfiff, deren einer Splitter ihm so viel Schmerzen bereitet.

Was war denn übermorgen für ein Tag? Großer Gott! Der vierundzwanzigste Dezember!

Würde sein treues Weib wohl auch einen Baum schmücken wie einst, wo sie stets zusammen im Voraus die Freude und den Weihnachtsjubel ihrer Kinder genossen? Freilich, sie würde als gute Mutter es nicht anders tun, Weihnachten sollte wenigstens der Lichterbaum nicht fehlen, wenn auch der Vater fehlte und die schwere Zeit selbst in den Kinderherzen keine rechte Freude aufkommen ließ. Und er würde mit leeren Händen kommen — ganz leer! Er würde nichts mitbringen als sich selbst — aber war das nicht genug für seine Lieben! Wür-



Plinio Colombi — Winter

den sie nicht staunen, wie wunderbar seine schwere Wunde verheilt war und daß er in leidlicher Gesundheit vor sie treten konnte. Er malte sich im Geiste das Wiedersehn, den Jubel seiner Kinder: „Der Vater ist wieder da!" so deutlich aus, bis es ihm heiß aus dem Herzen in die Augen stieg. — Aber noch war er nicht so weit, noch lag ja ein schwerer Schritt vor ihm, der vielleicht — trotz allem — mißglückte!

Endlos langsam schlich die Zeit. Mutter konnte nur selten heraufkommen, nach ihm zu sehn, das würde sonst der Nachbarin aufgefallen sein, die täglich bei ihr Ordnung schaffte.

Nur als die Dämmerung kam, da zog er sich an — aber nicht des Königs Rock, seine eigenen Kleider — die ihm mit einem Schlage jenen Augusttag in seinem ganzen Jammer wieder vor Augen führten, da er ausgezogen war in den Krieg, vielleicht auf Nimmerwiederkehr. — —

Es wurde Abend und es wurde Nacht. Wie seit seiner Kindheit Tagen nicht mehr, so enggeschmiegt saßen sie beisammen, Mutter und Sohn — und warteten. Und dann wurde es nach und nach ganz still auf den Straßen, die Lichter verlöschten, die Menschen gingen zur Ruhe. —

„Nun ist es Zeit, mein Junge," flüsterte die Alte, „nun geh' mit Gott, ich werde für dich beten."

Er hatte von der alten Frau nicht viele so innige Küsse in Erinnerung, wie er jetzt einen bekam; das war wohl auch nicht Mode gewesen zu ihrer Zeit. Die Hand hatte mächtig gezittert, die sie ihm zuletzt noch entgegenstreckte. „Und nicht mehr, wenn sie dich erwischen sollten — Junge — Kind! Dann laß dich ruhig greifen, daß sie nur ums Himmelswillen nicht auf dich schießen, sonst bist du verloren. — Ich werde dann vor Gericht einen Eid leisten — mir alten Frau, so nahe dem Grabe, wird man glauben müssen — wenn ich schwöre, du hättest wiederkommen wollen."

Wahrlich, wenn es nicht um das Wiedersehn mit Weib und Kind gewesen wäre, er wäre noch in diesem Moment zurückgetreten von seinem Vorhaben — so leid tat ihm die alte Mutter in ihrer Herzensangst!

Aber zu leuchtend, in greifbare Nähe gerückt, glühte dies Wiedersehen auf in seinem Herzen — sie war stärker als alles andere — seine Sehnsucht!

Er hatte erfahren von den Bluthunden, die jetzt jeden Grenzwächter begleiten, nachts, damit keiner der unglücklichen Kriegsüberdrüssigen mehr entwischen kann — und das machte ihm viel mehr bange als menschliches Aufpassen, hatte er doch im Kriege oft genug gesehn, wie sicher und nicht zu täuschen der Geruchsinn des dressierten Hundes ist.

Da galt es nur eines — seine Fährte verwischen, und anders war das nicht möglich, als im Bach. Zwar machte ihn der Gedanke schaudern; denn wie wenig weit seine Kräfte noch reichten, das hatte er nun erfahren — aber es mußte sein. Eine weite Strecke bildete der Bach seines Heimatdörfchens gleichsam die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz, wenn er den an verschwiegener Stelle beschritt, durfte er sich so ziemlich als gerettet betrachten.

Mühsam, keuchend, hatte er den Hügel glücklich überschritten, von wo der Bach in breiterem Bette niedergeht ins Tal. Schon blutete er an beiden Händen, die, noch so zart von dem langen Krankenlager, nicht vertragen konnten, daß er auf allen Vieren marschierte — was doch zu seiner Sicherheit unbedingt nötig war.

Und nun hinein in den Bach! Eisig rieselte das Wasser der hier vereinigten Waldbächlein über seine Knie und die ersten Minuten fühlte er sich einer Ohnmacht nahe — die Sehnsucht und das Bewußtsein der Gefahr gaben ihm in

gleicher Weise Kraft — er durfte unmöglich unterliegen! Und es ging — sogar über Erwarten gut; der Bach hatte weniger Wasser als er gedacht, und es war so mühsam und anstrengend, gleichsam auf dem Bauche zu waten, daß er die Kälte des Wassers kaum gewahrte, nun er ein wenig daran gewöhnt war.

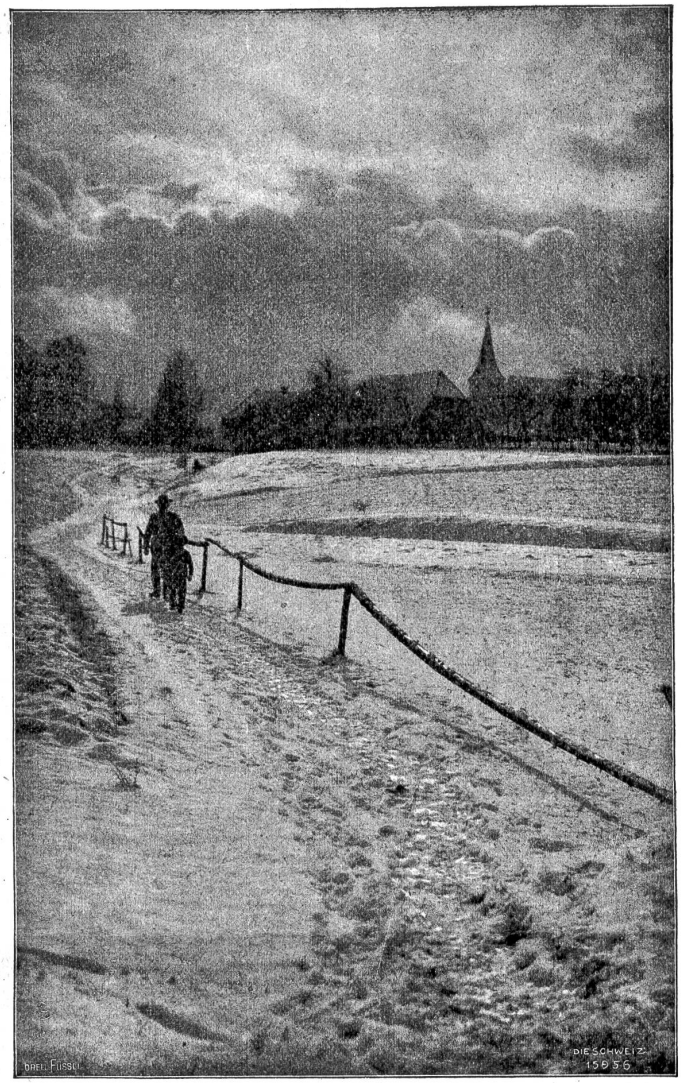
Schon zum zweitenmal hatte er, nicht allzufern, die Zurufe des Grenzwächters an seinen Hund gehört — dann legte er sich platt nieder und rührte sich nicht mehr. Weil die Kälte ihm alsdann die Zähne klappern machte, hatte er sich zur Vorsicht fest verbissen in das wollene Tuch seiner Mutter. Mit einem Segenswunsche hatte sie's ihm umgeschlungen und die gleichsam magnetische Kraft, die davon ausging, war wohl ihr Gebet.

Schon war er gewiß einen Kilometer weiter gekommen, als er am Ufer Schattenrisse entdeckte, denn sein Auge hatte sich nun an die Dunkelheit gewöhnt. Das Herz drohte ihm stille zu stehen — wenn es menschliche Gestalten waren, dann war er verloren! Er fühlte, daß er nicht länger die Kraft besaß, sich still hinzulegen. Schon brauste es ihm in den Ohren und drohte, seine Sinne zu benebeln, neben dem Schweiß, der seinen ganzen Körper bedeckte, drang doch mehr und mehr das Gefühl eisiger Kälte in sein Mark — War es doch vielleicht Wahnsinn gewesen, die Grenze überschreiten zu wollen um jeden Preis! Wenn er nun sein Leben auf diese Weise verlor, nachdem es so wunderbar erhalten geblieben, damit war den Seinen wahrlich nicht gedient — und mit einem Ruck, entschlossen richtete er sich empor im Bachbett, klomm das Ufer hinan — komme was da wolle, er würde diesen Gestalten entgegengehn und alles gestehen — vielleicht empfanden sogar diese Wächter ein menschliches Rühren — und daß sein Hauptmann für ihn ein gutes Wort einlegte, wenn es bekannt wurde, dessen war er sicher. —

Keine Spur mehr von Angst, mutig und aufrecht ging er ihnen entgegen, jeden Augenblick das „Halt! — wer da?" gewärtigend, sowie das Anschlagen des Gewehrs. Aber nichts von alledem geschah — er war dicht herangekommen, dann ließ die furchtbare Spannung nach — es waren doch Büsche, keine Menschen und er erkannte, daß er sich auf Schweizererde befand. Mit dem Rufe: „Gott — mein Gott! nun bin ich gerettet!" sank er nieder und fühlte noch, wie ihm die Sinne schwanden. Er mochte wohl einige Zeit bewußtlos gelegen haben, denn er war kalt wie Eis am ganzen Körper, als er wieder zu sich kam, und seine Glieder schmerzten furchtbar. Es begann sachte zu dämmern, er konnte in der Nähe einige Häuser unterscheiden und hatte glücklicherweise mit seinem Körpergewicht einen ziemlich dicken Ast abgedrückt im Niedergleiten. Das gab nun eine willkommene Stütze zum Weitermarschieren.

Es hatte lange gedauert, bis es ihm endlich gelang, die Bewohner des nächsten Bauernhofes aus ihrem guten Morgenschlaf zu erwecken; das meiste dazu trug wohl der Hofhund bei, nicht er.

Es wollte bitter in Kramer aufwallen, als er die Bäuerin einen Schritt zurückprallen sah bei seinem Anblick. Doch als er sich später im Spiegel erblickte, tat er ihr



Phot. Heller: **Am Weihnachtsabend.**

heimlich Abbitte. Wäre sie nicht sehr mutig gewesen, sie hätte ihm so früh am Morgen die Türe vor der Nase zugeschlagen, so sah er aus, durchgescheuert an den Knien von den spitzen Steinen des Bachbettes, hingen seine Beinkleider in Fetzen herab. Dazu noch sein totblasses Gesicht — die wirren Haare, die klebten vor Schweiß, denn einen Hut besaß er längst nicht mehr. Ferner rieselte wo er stand, ein trübes Bächlein herunter. Gut, daß nur wenigstens die zahlreichen Blutflecken nicht gleich sichtbar wurden, welche seine Kleider aufwiesen, sonst hätte wohl die Frau, der reine Menschenliebe aus den Augen strahlte, die Aufnahme dennoch verweigert. Als er endlich am mächtigen Kachelofen saß, der noch immer behagliche Wärme ausströmte vom Abend vorher und er ihr erzählte, wie die Sehnsucht nach Weib und Kind und nach den Schweizerbergen ihn bis hierher getrieben und wie er entschlossen sei, nachher wieder seine Pflicht zu tun, da liefen der guten Bäuerin die dicken Tränen über die Wagen vor Mitleid. „Wahrlich, was ich vermag, Euern Wunsch zu fördern, das soll geschehn." Jetzt half aber kein Bitten noch Vorstellen, er müsse wieder weiter — er wurde ohne Gnade

M. Steinlen: Auf der Flucht.
(Aus „Frankreich im Kriege" von Dr. Max Müller. Verlag Orell Füßli, Zürich.)

ins Bett gesteckt. „Was glaubt Ihr wohl, Kramer, ich würde ja einen Mord begehn, Euch in diesem Zustand fortgehn zu lassen! Einen ganzen Tag müßt Ihr liegen bleiben und heißen Tee schlucken, soviel in Euch hineingeht, sonst könnt Ihr einer Lungenentzündung gewiß sein. Falls es dann morgen früh besser geht, dann kann Euch mein Mann in der Chaise zur Station Gl. führen, dadurch gewinnt Ihr viel Zeit, und es ist immer noch möglich, daß Ihr zum heiligen Abend im Engadin sein könnt." — Was wollte er machen! Er fühlte selbst, daß sie recht hatte und daß es Fieber waren, was in in seinen Adern kreiste. Den ganzen Tag über schlürfte er gehorsam wie ein Kind alles, was die gute Bäuerin ihm brachte, aber Schmerzen fühlte er immer noch. Doch am nächsten Morgen sah sie selbst ein, er ließ sich nicht länger halten, zwar sah er zum Erbarmen aus.

So packte man ihn denn, sorglich in Tücher gewickelt, in die Chaise ein. „Ihr habt Glück gehabt, Kramer," meinte die Bäuerin zum Abschied, „es hat wohl so sein müssen, denn diese Nacht wäret Ihr sicher erfroren! Grüßt mir Frau und Kinder, wenn auch unbekannt, und wenn einmal Frieden ist, dann müßt Ihr mir alle bringen, ich will Ihnen dann erzählen, wie Ihr schlimmer als ein Landstreicher hier erschienen seid."

Kramer versprach alles und nahm dankerfüllten Herzens Abschied von den guten Leuten.

Ach, nun ging es endlich heim! Viel zu langsam für seine Wünsche fuhr ihn die Bahn; doch je weiter er kam, um so höher und schöner grüßten die Berge von links und rechts durch die Fenster; er vergaß seine Schmerzen, vergaß alles, was er gelitten — ja, das war Heimatluft, bald, bald würde er seine Lieben wiedersehn! —

Doch als er in L. den Zug verließ, war es dunkle Nacht und fußtief lag der Schnee. Er fühlte, für eine Stunde zu Fuß würden seine Kräfte unmöglich mehr reichen; aber einen Schlitten aufzutreiben war schwer, es war ja heiliger Abend, da bleibt jeder gern zu Hause. Freilich, würde er gesagt haben, wer er sei, jeder wäre bereit gewesen, ihn zu fahren, war doch das harte Geschick des Schmiedes von St. M. in der ganzen Gegend bekannt. Aber man sah in der dichtvermummten Gestalt nur einen Fremden, umsomehr, als er sich hütete, „Schwizerdütsch" zu sprechen, er durfte ja nicht erkannt werden. Den endlich erhaltenen Schlitten lohnte er ab am Kreuzweg und ging die kurze Strecke bis zu seinem Hause noch zu Fuß. Tief im Schnee lag zwar Feld und Garten, beim schwachen Mondschein ließ sich kaum etwas unterscheiden und doch verfehlte sein Fuß keinen Tritt auf dem schmalen Weg. Daheim, daheim! o welch eine Seligkeit! Ob er wohl schon zu spät kam zu der kleinen Feier? Nun ließ er den alten Klopfer gegen die Türe fallen — drinnen hörte er seine Frau sagen: „Wer mag das jetzt noch sein?" Dann ging's auf flinken Füßen treppab, die Türe wurde aufgeschlossen und vor ihm stand seine Aelteste, seine Meta.

Er lehnte an der Türe, kaum daß ein Lichtschein auf die hochgewachsene Männergestalt fiel: „Wünschen Sie zu meiner Mut . . . Dann ein freudiger Aufschrei „Mutter, Mutter! unser Vater ist wieder da."

Er wußte kaum, wie ihm geschah, so blitzschnell ward er umringt und von lieben Händen durch den Gang in die Stube gezogen. Dort brannte noch der Christbaum — er sah nur noch die Freudentränen in den Augen seiner Lieben schimmern, wiedergespiegelt im hellen Kerzenglanz, sah noch, wie sein Weib die Arme um ihn schlang, dann hat es ihn überwältigt, es war zu viel für seine schwachen Kräfte, er konnte nur noch einen letzten Gedanken fassen: „Nun will ich gerne sterben." — — — — — — — —

Aber er ist nicht gestorben. Wohl waren die Seinen furchtbar erschrocken und in schwerer Sorge um ihn, aber er erholte sich zusehends wieder unter ihrer treuen Pflege.

Fünf Tage mußte er liegen bleiben, er war vollständig erschöpft, seelisch wie körperlich. Dann aber ließ er sich nicht mehr halten; er reiste zurück zu seiner alten Mutter und bat dort um Verlängerung seines Erholungsurlaubs, bei seinem Regiment, denn er sei neu erkrankt gewesen. Erst

viel später hat er seinem Hauptmann alles gebeichtet, hat ihm erzählt von seinen wundervollen Bündnerbergen, und wie er damals einfach gestorben wäre am Heimweh, wenn er sich nicht selbst geholfen. —

Der Hauptmann war gar nicht böse, freundlich hat er ihm auf die Schulter geklopft: „Kramer, ein braver Kerl sind Sie doch — und wenn wir erst wieder Frieden haben werden, dann verspreche ich Ihnen, ich werde Sie einmal aufsuchen auf Ihrem prächtigen Fleck Erde, Sie und Ihre Frau und die Kinder, damit ich es auch kennen lerne, Ihr wunderschönes Engadin."

Weihnachtsabend.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinder Jubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in mein Ohr:
„Kauft, lieber Herr!" Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor; und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört ich mühsam, wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!" den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verlieh'n.

Und ich? War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angst im Herzen so,
Als säß' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Theodor Strom.

M. Steinlen: Die Gefährtin.
(Aus „Frankreich im Kriege" von Dr. Max Müller. Verlag Orell Füßli, Zürich.)

Friede auf Erden!

Von Ernst Trösch.

Ein einsamer Wanderer schritt spät durch die winterliche Allee, unter alten, mächtigen Bäumen dahin, deren Kronen dem Weltgeschehen seit anderthalb Jahrhunderten gelauscht hatten, einem Fluß entlang, in dessen Fluten die ersten Menschen dieser Gegend gebadet haben mußten, durch dessen Rauschen das Weh untergegangener Völker, das Triumphgeschrei ihrer Erben geklungen hatte.

Der Einsame hatte oft da draußen seinen Körper erfrischt und gestärkt, seine Seele gebadet und gelabt und neue Kräfte geholt für das Leben drinnen in dem dumpfen Häusermeer.

Aus der Stadt klang Glockenton herüber, zag und dumpf wie ferne Trauer. Er blieb in den grauen dichten Nebeln stecken, die den Fluß hinauf, hinunter wogten, das Münster umbrandeten, mit dem Glockenschwengel rangen wie mit einem Feind.

Heilige Nacht! Friede auf Erden!

Ein Hohngelächter, grell und häßlich, schreckte den Wanderer aus seinem Sinnen empor.

Kam's aus dem Rauschen des Flusses? Erscholl es in den Wipfeln der Bäume, in denen verzerrte, grinsende Spukgestalten sich zu bergen schienen? Oder stieg es aus den Tiefen seiner eigenen Seele empor?

Friede auf Erden?!

Er sah den Postboten eines kleinen fernen Dörfleins unter ein niederes Dach treten. Lichterschein und frohe singende Kinderstimmen. Und dann ein Jubeln: „Mutti, nächste Woche kommt ja der Vater auf Urlaub. Und der Bruder kommt auch bald heim!" Und er sieht die Gestalt der Mutter niedersinken, die Kinder zu umarmen und ein heißes inbrünstiges Dankgebet zum Himmel zu senden: „Wie dank ich Dir, Vater im Himmel, daß Du sie gnädig behütet hast in der Hölle der Schlacht! Du weißt ja, wie elend, wie grenzenlos elend wir ohne Vater und Sohn sind! Du wirst sie uns auch künftig behüten, ich weiß es, und dafür will ich Dir danken, lieber Gott, danken bis zu meinem letzten Hauche . . . ."

Der Bote hört es und umklammert krampfhaft die zwei Pakete, die er da abzugeben hat: Liebesgabenpakete, die vor wenig Tagen von glücklichen Kindern und einem glücklichen Weibe zur Post getragen wurden, um denen da